

DIE BRÜCKE

TÄUFERISCH-MENNONITISCHE GEMEINDEZEITSCHRIFT • NR. 6/2008

*Christen und die
Politik*



THEMA

- 4 **Gewaltmonopol und Gewaltfreiheit**
- 6 **Martin Luther King: Der Machtstruktur massiv entgegentreten**
- 9 **Christ & Welt & Politik**
- 12 **Friedensdialog in New York**

SERIEN

- 29 **Lyrik-Seite**
- 38 **Pontius' Puddle**
- 48 **Täufer-Ton**

RUBRIKEN

- 40 **Chronik**
- 42 **Termine**

AKTUELL

- 16 **Global Youth Summit 2009**
- 18 **Im Gespräch mit...**
...Titus Horsch
- 20 **Eindrücke von der Zukunftswerkstatt des MCC**
- 23 **Ehre sei Gott – und Friede auf Erden**
- 26 **Gelebtes, ganzheitliches Zeugnis fördern**
- 30 **Free to Serve Jesus – FSJ im Elim-Zentrum gestartet!**
- 31 **Fünfte Station für den Friedensweg auf dem Bienenberg**
- 33 **»Durch den Glauben...«**
Allianzgebetswoche im Januar
- 34 **Neues Museum zur Geschichte der Mennoniten in Usbekistan**
- 36 **»Dankbarkeit ist unsere Motivation« – Weltkonferenz in Paraguay**
- 39 **Alte »Freizeithasen« gründen Freundeskreis 2**
- 44 **»Ein Leben im Zeichen des Dienens« – Carl Friedrich Brüsewitz verstorben**

DIE BRÜCKE 1/2009 erscheint Mitte Januar 2009

Thema ist »Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe – viele Meinungen«

Redaktionsschluss ist der 15. Dezember 2008

DIE BRÜCKE 2/2009 erscheint Anfang März 2009

Thema ist »Abendmahl«

Redaktionsschluss ist der 26. Januar 2009

DIE BRÜCKE

TAUFERISCH-MENNONITISCHE GEMEINDEZEITSCHRIFT

Gegründet 1986

1974 bis 1985 »Mennonitische Blätter«
und »Gemeinde Unterwegs«
bis 1973 »Der Mennonit«

Herausgeberin:
Arbeitsgemeinschaft
Mennonitischer Gemeinden
in Deutschland K.d.ö.R. (AMG)



Vorsitzender: Frieder Boller
Stauferstraße 43, 85051 Ingolstadt
Tel.: 0841/885 627 15, Fax: 901 849 5
herausgeber.bruecke@mennoniten.de

Internet:
www.mennoniten.de/bruecke.html

Redaktion: Heiko Prasse
Am Kuhnberg 6, 74906 Bad Rappenau
Tel. 072 68 / 91 28 54
redaktion.bruecke@mennoniten.de

BRÜCKE-Team: J. Jakob Fehr, Karen
Rothenbusch, O. Wedel, Katharina Her-
resthal, Volker Haury

**Redaktions- und Anzeigenschluss
der nächsten Ausgabe:** 15. 12. 2008
Erscheint Mitte Januar 2009
Die Redaktion behält sich vor, Beiträge
zu redigieren und gegebenenfalls zu
kürzen.

Lyrik-Seite: Oskar Wedel
Neue Straße 14, 31559 Hohnhorst
Fax: 0 57 23 / 8 28 58

Chronik: Irmtraud Neufeld,
chronik.bruecke@mennoniten.de

Anzeigen:
Florian Unger
Frankenwaldstraße 11, 81549 München
Tel. 089 / 12 50 66 23 + 01 75 / 1 02 13 93
anzeigen.bruecke@mennoniten.de

Layout:
M. Pfeiffer, PfeifferDesign, Bremen
www.PfeifferDesign.de

Druck:
SKN Druck GmbH
Stellmacherstraße 14, 26506 Norden.

DIE BRÜCKE wird computer-to-plate
auf 100% Recyclingpapier gedruckt

Vertrieb & Leserservice:
Regina Ruge, Wollgrasweg 3d
22417 Hamburg
Telefon/Fax 0 40 / 5 20 53 25
vertrieb.bruecke@mennoniten.de

Abonnement: DIE BRÜCKE erscheint
sechs Mal jährlich und kostet im Abon-
nement € 22,- (Förderabo € 33,-;
ermäßigtes Abo € 11,-) einschließlich
Versandkosten und 7% Mehrwert-
steuer. Das Abonnement verlängert sich
automatisch um je ein weiteres Kalen-
derjahr, wenn es nicht bis zum Ende des
Jahres gekündigt wird.

Titelbild:
National symbol
(Foto: photocase/papamoon)

Einzelpreis: € 4,-
Einzahlungen: Postbank Hamburg,
Konto Nr. 541 622-209, BLZ 200 100 20

Nur ausdrücklich als solche gekenn-
zeichnete Beiträge geben die Meinung
von Herausgeberin oder Redaktion wie-
der. Ansonsten sind die AutorInnen
der Artikel bzw. die AuftraggeberInnen
der Anzeigen für ihre Inhalte verant-
wortlich.

© AMG 2008, Nachdruck nur mit vorheriger Genehmigung der Redaktion

*Lieber Leser,
liebe Leserin,*

Es ist eines der häufigsten Themen in den Evangelien – das (König-)reich Gottes. Es ist ein Reich, das »nicht von dieser Welt ist« (Joh. 18,26), die Nachfolger Jesu leben aber »in dieser Welt« (Joh. 17,11) – mit der Spannung dazwischen sind unterschiedliche christliche Gemeinschaften schon immer sehr verschieden umgegangen. Die Extreme reichen von der mittelalterlichen Kirche in Europa, die zeitweise mehr politische Institution mit allen üblichen Methoden dieser Welt war als eine Religiöse Organisation, bis hin zu Gruppen – auch gerade in unserer täuferischen Tradition –, die sich total zurückzogen und mehr oder minder erfolgreich bemüht haben zu ignorieren, dass sie noch in der Welt leben – und das auch als Christen sollen.

Denn es ist wohl kaum zu bestreiten, dass das Evangelium eine Botschaft ist, die die ganze Welt verändert und damit in jedem Fall auch eine politische Dimension hat. In welcher Form die nun aber sichtbar wird, darüber gehen die Meinungen auseinander. Ist die Demokratie eine »christlichere« Staatsform als etwa die Monarchie oder nicht, oder ist die »Politik Jesu« völlig unabhängig von Regierungsformen? Ist es in jedem Fall immer klar, ob es für einen Christen grade dran ist, »Der Obrigkeit untertan« zu sein oder »Gott mehr zu gehorchen als Menschen«? Und welche Rolle spielt Politik in unseren Gemeinden und überregionalen Zusammenarbeit? Welche Regierungsmodelle prägen unsere Vorstellungen von Entscheidungsfindung, von Leitung?

Es wäre vermessen, all diese Fragen eindeutig beantworten zu wollen. Antwortmöglichkeiten auf einige dieser Fragen bieten die Biblisch-Theologische Ausarbeitung von Jakob Fehr (S. 4), der zeitgeschichtliche Beitrag über weniger bekannte Schwerpunkte Martin Luther Kings von Alejandro Zorzin (S. 6) und das autobiographische Fragment zum Thema Christ & Politik von Wolfgang Krauß (S. 9).

Wenn sich Christen politisch engagieren, ist nicht immer eindeutig, was nun richtig oder falsch ist – manches muss ausprobiert und gewagt werden, und manches kann auch auf Unverständnis in der Öffentlichkeit stoßen. Dazu gehören die Gespräche mit dem iranischen Präsidenten Mahmud Ahmadinedschad (S.12) – es ist schwer

abzuschätzen, welchen Nutzen sie bringen. Aber vielleicht ist ja grade das ein Kennzeichen von christlichem politischen Engagement: Dass Kosten-Nutzen-Abwägungen nur nebensächlich sind? Auch das MCC als Mitveranstalter nimmt selbstkritisch Stellung dazu.

Ganz sicher typisch christlich ist, dass politische Landesgrenzen ihre Bedeutung verlieren – Glaube ist international. Im neuen Jahr 2009 wird das – für Mennoniten – mal wieder besonders schön sichtbar werden: Vom 14.-19. Juli lädt die Mennonitische Weltkonferenz zur Vollversammlung nach Asunción, Paraguay ein. Aber auch, wenn man jetzt schon an den nächsten Sommer denken muss, um das nicht zu verpassen – erst mal ist Weihnachten, und dazu sei die Lektüre der Seiten 23-25 wärmstens empfohlen.

Eine gesegnete, besinnliche Advents und Weihnachtszeit und viel Freude beim Lesen der BRÜCKE wünscht

Heiko Prasse



Gewaltmonopol und Gewaltfreiheit

Ein unbestimmter Tag am Regierungssitz in Berlin: Während der Verteidigungsminister seinen Bericht vorliest, reichen die Parlamentarier unter sich eine kleine Mitteilung umher. Darin wird erzählt: Eine Person wurde auf übelste Weise von einem Mitmenschen misshandelt, dieser Gewaltakt jedoch mit Liebe und Verzeihung erwidert. Darauf bat der Täter um Vergebung und die beiden freundeten sich an. Der Mitteilung folgt ein Hinweis, dass solche Handlungen im Namen Christi öfters passierten und der Zivilgesellschaft zuträglich seien.

Daraufhin gehen Kabinett und Regierung der Bundesrepublik Deutschland in Klausur, um solche Begebenheiten zu besprechen. Sie treten schließlich an die Öffentlichkeit und verkünden Folgendes:

»Da wir aus allen historischen und aktuellen Beispielen herleiten, dass die Anwendung von Gewalt mehr negative Konsequenzen nach sich zieht als dass sie Gutes bewirkt, und da die Geschichte und Erfahrung uns auch lehren, dass der Verzicht auf Gewalt im Zusammenhang mit vertrauensbildenden Maßnahmen zu Frieden, Wohlstand und zur Besserung des Gemeinwesens führt, beschließt die Regierung der Bundesrepublik Deutschland hiermit aller Gewaltmittel zu entsagen, um ihren Willen durchzusetzen. Um glaubhaft zu regieren, kann sie nicht länger von ihrem Gewaltmonopol Gebrauch machen.«

Die versammelte Presse klatscht, jauchzt und lacht. Doch nicht aus Zustimmung oder Freude. Den Journalisten ist die Vorstellung so realitätsfern, dass sie dem Bundespressesprecher für seinen gelungenen Witz auf die Schulter klopfen. Sie meinen, er habe viel Einfallsreichtum gezeigt und den Witz mit einer überzeugend ernsthaften Miene vorgetragen. Und dennoch, bei einigen Pressevertretern merkt man, dass sie sich insgeheim wünschten, dass der Inhalt der Ankündigung wirklich echt gewesen wäre. Allerdings wissen sie, dass es nur ein Märchen sein konnte.

Ja, wir alle wissen es besser. Wir »wissen«, dass es ganz ohne Gewalt nicht geht. Das soll nicht heißen, dass wir Gewalt befürworten. Um Himmels willen nein! Selbstverständlich glauben wir, dass die beste Sicherheitspolitik durch Dialog und

Partnerschaft zustande kommt. Zweifelsohne sollen Kinder ohne Gewaltmethoden erzogen werden. Auf jeden Fall sollen Erscheinungen von Rassismus mit gewaltfreien Mitteln mutig und entschlossen entgegengetreten werden. Wir meinen sogar, dass ein re-spektvoller Umgang aller Menschen untereinander dermaßen wichtig ist, dass ohne ihn Frieden und Gleichberechtigung in unserem Land nicht möglich wären. Schließlich glauben wir, dass alles in unserer Gesellschaft besser läuft, wenn jede und jeder zur Achtung von Recht und Ordnung ohne Zwangsmittel und Einschüchterung ermuntert wird. Doch, ... dennoch, ... trotzdem brauchen wir die Gewaltandrohung. Weil jemand uns vielleicht Gewalt antun würde. Es ist ja nur als Absicherung da.

den wäre. Oder würden sie nur ohnmächtig und verständnislos darüber lachen können? Ich frage mich auch, wie wir eine Kultur des Friedens in unserer Gesellschaft bilden können: Denn wenn der Staat zu seiner Absicherung das Gewaltmonopol beibehalten will, ist er auch bereit, gegebenenfalls Gewalt einzusetzen.

Der Staat in der Hebräischen Bibel

Auch in der Bibel ist das Thema des Staates in der Spannung zwischen zwei Extremen vertreten. Die Bandbreite des Problems wird in der Hebräischen Bibel (im Alten Testament) häufig anhand von gottgefälligen und gottlosen Königen behandelt. Hinsichtlich der Gegenüberstellung von



Foto: photocase / koketis6

Das weiß doch jedes Kind, dass es ganz ohne den Schutz der Gewalt nicht geht. Oder etwa doch?

Wegen der Unverbesserlichen. Wegen der Kriminellen.

Wenn ich als Mennonit über den Staat nachdenke, kreisen meine Gedanken um die Spannung zwischen Gewaltmonopol und Gewaltfreiheit. Ich frage mich, ob Menschen bereit wären, die Botschaft von Gottes Schalom aufzunehmen, wenn es ihnen von der Bundespressestelle verkündet wor-

menschlicher und göttlicher Regierung (Königsherrschaft) sind zwei Tendenzen zu beobachten. Im I. Sam. 8 verlangt das Volk Israel nach einem König wie ihn die anderen Völker auch haben. Sie wollen nicht, dass Gott der einzige König seines Volkes bleibt. Eine menschliche Ordnungs- und Herrschaftsstruktur soll hinzukommen. Der Prophet Samuel gibt dem Verlangen nach,

warnen aber zugleich, dass somit Gottes Stellung in der Gesellschaft durch eine widerrechtliche Inbesitznahme geschwächt wird. Das heißt nicht, dass Gott selbst an Macht oder Stärke verliert, sondern dass der Weg zur Erlangung von Wohlstand, Frieden und Gerechtigkeit unter den Menschen eher durch die Gebote des Königs als durch die Gebote Mose angestrebt wird.

Doch geht es auch ganz anders. Einige hebräischen Propheten sprechen von Königen in der Nachfolge Davids. Hier gilt der König als der Gesalbte Gottes. Gott, der König des Universums, kann einen Menschen als seinen Vertreter und Diener einsetzen. Dessen Handeln wird von ihm gesegnet: »Ich aber habe meinen König eingesetzt auf meinem heiligen Berg Zion. Kundtun will ich den Ratschluss des Herrn. Er hat zu mir gesagt: Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt.« Ps. 2,6-7. Wir Christen deuten diese Worte in Bezug auf Jesus; geschrieben wurden sie zunächst in Bezug auf einen König des Volkes Israel. Ähnlich lautet die Verheißung für Davids Nachkommen Salomo in 2. Sam 7,12-14.

In der Hebräischen Bibel überwiegt die Botschaft von Gottes Schalom als dem Ort, wo das Verhältnis zwischen Mensch und Gott, zwischen Mensch und Mitmensch, zwischen Mensch und Umwelt harmonisch verläuft. Dafür wird der Mensch geschaffen; dafür soll er sich einsetzen. Was wäre dann ein politisches Schalom? Ein Gemeinwesen, in dem Menschen im Hören auf die Gebote Gottes gerecht und friedlich miteinander leben. Zugleich warnen die prophetische Stimme: Göttliche Herrschaft durch menschliche Mittel sei mehr schlecht als recht durchführbar. So lesen wir immer wieder die Mahnungen der Propheten, die sich über jene Ungerechtigkeit und Unfrieden im Land auslassen, die durch den Staat verursacht wird.

Reich Gottes in dieser Welt

Die Worte Jesu im Neuen Testament fußen auf der Verheißung, dass Frieden und Gerechtigkeit in einem Gemeinwesen möglich sind. Das ist gute Nachricht! Wir sind berufen, Gottes Reich zu verwirklichen. Wir können tatsächlich Gottes Willen für Frieden und Gerechtigkeit in menschlichen

Handlungen sichtbar werden lassen. Aber was bedeutet das für die Politik? Kann ein Staat Gottes Willen ausführen? Jesus steht in der prophetischen Tradition, die vor der Selbstbeweihräucherung menschlicher Regierungen und Staaten warnen. Sie können nicht Stellvertreter Gottes sein. Jesus erkennt vielmehr gleichzeitig die Macht des Guten und des Bösen in menschlichen Handlungen an. Es sei doch beides am Werke, auch im Staat. Der Teufel wütet; Gott wirkt. Und wo Gott wirkt, sollen seine Diener sich einsetzen. Auch in der Politik.

Besonders die Freikirchen wie die Mennoniten haben einen Blick für eine Politik im Sinne Jesu, weil sie die Berufung ihrer Gemeinschaft als ein Gegengewicht zum Staat begreifen. Wir sind der Überzeugung, dass Jesus Christus einen neuen Staat ins Leben gerufen hat, der in bewusstem Kontrast steht zum weltlichen Staat. Der Staat Jesu, den er das Reich Gottes nennt, ist »unter uns« (Lk 17,21), initiiert durch die Berufung eines Kreises von Jüngern und Jüngerinnen. Zwar ist das Reich Gottes noch nicht vollkommen und bedürft noch der Vollendung. Andererseits steht am Anfang des frühesten Evangeliums: »Die Zeit ist erfüllt und das Reich Gottes ist herbeigekommen.« (Mk 1,15) Das macht klar: Reich Gottes ist nicht bloß zukünftig. Reich Gottes (also die Regierung Gottes) ist schon da!

Reich Gottes nicht von dieser Welt

Wie sollen die Nachfolger Jesu sich in dieser Regierung Gottes einsetzen? Die Antwort darauf ist die zweite politische Botschaft Jesu: die Botschaft von Kreuz, Selbstaufgabe und Dienst. Jesus will uns die Augen dafür aufmachen, wie echte Herrschaft aussieht. Gottes Wille wird nicht durch Gewalt und Stärke ausgeübt, sondern durch Selbsterniedrigung, Liebe, Fürsorge, Vertrauen, Hoffnung. »Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt...« (Joh 12,24) Selbst die scheinbare Niederlage der Hinrichtung Jesu durch den römischen Staat wird zum überragenden Instrument Gottes für das Anbahnen seines Reiches. Christus triumphiert in seiner Schwäche; seine Auferstehung bestätigt den Sieg der Gewaltlosigkeit über das Gewaltmonopol.

Demgegenüber wohnt dem Staat ein Verlangen nach Macht, Kontrolle und Einflussnahme inne. Die Gefahr für alle, die sich im politischen Geschäft betätigen, ist dieses Machtspiel. Zunächst kämpft man für bestimmte politischen Veränderungen, die an sich gut sind (und tatsächlich zum Frieden und Gerechtigkeit beitragen). Doch neigt das Spiel um die Macht dazu, sich zu verselbständigen: Macht wird zum Ziel des politischen Lebens. Und somit kann man das eigentliche Ziel aus den Augen verlieren. Das Problem kann nicht endgültig überwunden werden, weil der Staat als Staat die Botschaft von Metanoia, Umkehr und Selbsterniedrigung ablehnt.

Insbesondere die mennonitische Lesart der Lehre Jesu besagt: Weil kein Staat uneingeschränkt als gut bezeichnet werden darf, ist der Staat immer Teil des Problems, selbst dann, wenn wir versuchen, ihn nach biblischen Normen zu reformieren. Der Staat ist Herrschaftsinstrument und kann somit nie ein christlicher Staat werden. Auch Deutschland ist nicht und war nie ein christliches Land, weil es politischer Macht und Gewalt den Vorrang über Machtlosigkeit und Gewaltfreiheit einräumt.

Die Welt ist durch Mächte und Gewalten des Unfriedens beherrscht. Sie ist nicht der »Wohnsitz« der Gemeinde Christi. Die Gemeinde ist berufen, das anbahnende, der Welt gegenüberstehende Reich Gottes im kontrastierenden Leben der Gemeinschaft Christi zu bezeugen. Doch ist diese Gemeinde immerzu mittendrin in einem politischen Kontext. Wir leben in der Welt, auch wenn wir nicht »von der Welt« sind (Joh 15,19, I. Kor 2,12). Das Leben ist wesentlich von Kompromiss begleitet. Der Einbruch göttlicher Wahrheit in die Welt ist immer unbequem, weil prophetische Verkündigung unsere Kompromisse durchschaut.

Gemeinde ist eine Art »Schattenregierung«. Unser Friedenszeugnis bewirkt Gutes in der Welt und für die Welt, lebt jedoch aus einer Kraft, die höher ist als jede andere Macht. ■

J. Jakob Fehr, Friedensarbeiter
Deutsches Mennonitisches Friedenskomitee

Martin Luther King: Der Machtstruktur massiv entgegentreten

»Seht, da kommt der Träumer! – Wohl-
an, wir wollen ihn töten... Wir werden
sehen, was aus seinen Träumen wird!«
(Gen 38:19f.)

Der afro-amerikanische Baptistenpas-
tor Martin Luther King (* 1929) ist bekannt
geworden durch seinen gewaltlosen Einsatz
zur Beendigung der Rassentrennung und
Diskriminierung der schwarzen Bevölke-
rung in den Vereinigten Staaten Nordameri-
kas. Besonders bekannt ist die Endpassage
seiner am 28. August 1963 gehaltenen »I
have a Dream«-Rede, anlässlich des großen
Marsches der amerikanischen Bürgerrechts-
bewegung auf die Hauptstadt Washington:

»Heute sage ich euch, meine Freunde,
trotz der Schwierigkeiten von heute und
morgen habe ich einen Traum. Es ist ein
Traum, der tief verwurzelt ist im amerikani-
schen Traum. ... Ich habe einen Traum, dass
eines Tages auf den roten Hügeln von Geor-
gia die Söhne früherer Sklaven und die Söh-
ne früherer Sklavenhalter miteinander am
Tisch der Brüderlichkeit sitzen können. ...
Ich habe einen Traum, dass meine vier klei-
nen Kinder eines Tages in einer Nation
leben werden, in der man sie nicht nach
ihrer Hautfarbe, sondern nach ihrem Char-
akter beurteilen wird. ... Ich habe einen
Traum, dass eines Tages in Alabama, mit
seinen bösartigen Rassisten, ..., dass eines
Tages genau dort in Alabama kleine schwar-
ze Jungen und Mädchen die Hände schüt-
teln mit kleinen weißen Jungen und Mäd-
chen als Brüder und Schwestern.«

King und viele seiner Mitstreiter in der
Christlichen Führungskonferenz des Südens
(Southern Christian Leadership Conferen-
ce) waren damals – in Anbetracht der seit
dem ersten spontanen Busboykott 1955/56
in Montgomery /Alabama erreichten Ver-
änderungen – optimistisch im Hinblick auf
die zukünftige Gestaltung der Rassenbezie-
hungen. Aber die gesellschaftliche Entwick-
lung, besonders seit der Entsendung erster
US-Bodentruppen im Februar 1965 nach
Indochina, um Südvietnam militärisch
gegen Nordvietnam zu unterstützen, verän-
derte zunehmend Kings Perspektive. Wie
anders seine Sicht der Dinge geworden war



Foto: wikimedia / New York World-Telegram

Martin Luther King und seine Ehefrau Coretta Scott King (1964)

sagte er selbst in einer Predigt zu Heilig-
abend 1967 in Atlanta:

»Im Jahr 1963, an einem schwülen
Augustnachmittag standen wir in Washing-
ton D. C. und sprachen zum Volk über man-
cherlei. Gegen Ende jenes Nachmittags ver-
suchte ich dem Volk von einem Traum zu
erzählen, den ich gehabt hatte, und ich muss
euch heute gestehen, dass ich, bald nachdem
ich von dem Traum gesprochen hatte, zu
sehen anfang, wie er sich in einen Alptraum
verwandelte. Ich erinnere mich an das erste
Mal, dass ich sah, wie der Traum sich in
einen Alptraum verwandelte, nur ein paar
Wochen nachdem ich davon gesprochen
hatte. Es war damals, als vier schöne, junge,
harmlose Negermädchen in einer Kirche in
Birmingham/ Alabama ermordet wurden.
Ich sah, wie der Traum sich in einen Alp-
traum verwandelte, wenn ich durch die
Negerviertel des Landes ging und meine
schwarzen Brüder und Schwestern auf einer
einsamen Insel der Armut inmitten eines riesi-
gen Ozeans materieller Prosperität
zugrunde sehen sah und wie der Staat nichts
tat, um das Armutsproblem der Neger anzu-
packen. Ich sah, wie der Traum sich in einen
Alptraum verwandelte, wenn ich zuschaute,
wie meine schwarzen Brüder und Schwes-
tern inmitten von Zorn und verständlicher
Aufgebrachtheit, inmitten ihrer Verletztheit,

inmitten ihrer Enttäuschung sich fehlgelei-
teten Krawallen zuwandten, um zu versu-
chen, dieses Problem zu lösen. Ich sah, wie
der Traum sich in einen Alptraum verwand-
elte, wenn ich zuschaute, wie der Krieg in
Vietnam sich ausweitete, ...«

Besonders nach den schlimmen sechstä-
gigen Rassenunruhen in Los Angeles im
August 1965, bei denen 34 Menschen star-
ben, verlagerte sich der Schwerpunkt seiner
Wahrnehmung vom vielerorts noch poli-
tisch geduldeten Rassismus auf das damit
eng verbundene Problem der Armut, der
wirtschaftlichen Benachteiligung, Ausbeu-
tung und Ghettoisierung der unteren Bevöl-
kerungsschichten in den USA. Als engagier-
ter Christ bezog Martin Luther King
eindeutig Stellung zu gesellschaftlichen und
politischen Problemen, die er in seinem
Land und in der Welt wahrnahm, dort oft
verursacht durch die Wirtschafts- und
Machtpolitik der Vereinigten Staaten. Diese
christliche Einstellung hatte King schon
früh in einem Interview formuliert:

»Alles, was ich in Sachen Bürgerrechte
tue, sehe ich als Teil meines Dienstes als
Pastor an, da ich der Ansicht bin, dass das
Evangelium dem ganzen Menschen dient.
Es genügt nicht, sich um die Seele des Men-
schen zu kümmern, man muss sich um den
Körper und die ihn umgebenden Bedingun-

gen kümmern, die die Seele verletzen.«

Sein Gesellschaftskritik verschärfte sich ab 1965 zunehmend, als er sah, dass das staatliche Anti-Poverty-Programm, der von Präsident Johnson beschworene »Krieg gegen die Armut«, bedeutungslos wurde im Vergleich mit den ständig wachsenden Summen, die der Krieg in Vietnam verschlang. »Der Vietnamkrieg –so King– hat verheerende Folgen für unsere innenpolitischen Ziele. Bedenken wir: unsere Regierung gibt etwa 500 000 Dollar aus, um einen Vietkong-Soldaten zu töten, während sie etwa 53 Dollar jährlich für jeden Armen ausgibt im sogenannten Krieg gegen die Armut, der noch nicht einmal ein ordentliches Scharmützel gegen die Armut ist.«

Immer klarer waren ihm die Zusammenhänge geworden, die landes- und weltweit Armut und Gewalt hervorbrachten. So konnte King unter Bezug auf das Gleichnis des barmherzigen Samariters (Lukas 10) auch darauf hinweisen, wie unausweichlich eine grundlegende strukturelle Veränderung der gesamten Situation war:

»Gewiss ist es unsere Verpflichtung, die Rolle des barmherzigen Samariters für alle diejenigen zu übernehmen, die am Wege liegengeblieben sind. Aber das ist nur der Anfang. Eines Tages müssen wir begreifen, dass die ganze Straße nach Jericho geändert werden muss, damit nicht fortwährend Männer und Frauen geschlagen und ausgeraubt werden, während sie sich auf ihrer Lebensreise befinden. Wahre Solidarität ist mehr als die Münze, die man dem Bettler hinwirft; sie ist nicht so zufällig und gedankenlos. Sie kommt zu der Einsicht, dass ein Haus, das Bettler hervorbringt, umgebaut werden muss. Eine echte Revolution der Werte wird den schreienden Gegensatz von Armut und Reichtum sehr bald mit großer Unruhe betrachten. Sie wird nach Übersee blicken und mit gerechter Empörung darauf hinweisen, dass einzelne Kapitalisten des Westens riesige Geldbeträge in Asien, Afrika und Lateinamerika investieren, nur um zu verdienen und ohne Interesse an sozialen Fortschritten in jenen Ländern, und sie wird ausrufen: »Das ist ungerecht.« Eine Revolution der Werte wird unser Bündnis mit den Großgrundbesitzern in Lateinamerika durchschauen und feststellen: »Das ist ungerecht.« Ungerecht ist auch die westli-

che Überheblichkeit, die meint, dass sie den anderen alles beibringen kann und von ihnen nichts zu lernen hat. Eine wirkliche Revolution der Werte wird den Status quo selbst beseitigen und vom Krieg sagen: »Dieser Weg zur Lösung von Spannungen ist nicht recht.« Diese Art von Beschäftigung, menschliche Wesen mit Napalm zu verbrennen, die Häuser unserer Nation mit Waisen und Witwen zu füllen, giftigen Hass in die Adern von Menschen zu spritzen, die normalerweise sich ganz menschlich verhalten, Männer von finsternen und blutigen Schlachtfeldern körperlich verkrüppelt und seelisch aus dem Gleichgewicht gebracht, nach Hause zu senden, diese Beschäftigung kann nie und nimmer mit Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe in Einklang gebracht werden. Ein Volk, das seit Jahren mehr Geld für militärische Verteidigung als für den Ausbau sozialer Reformen ausgibt, gerät in die Nähe des geistlichen Todes.«

Wie aber sahen für King konkrete Handlungsweisen für Christinnen und Christen aus angesichts einer solchen Wahrnehmung der Realität? Zum einen konnten sie für die vielen stimmlos gemachten Menschen ihre Stimmen laut werden lassen. Im Hinblick auf die vom Bombenkrieg terrorisierten Vietnamesen sagt King:

»Es ist unsere Aufgabe, für die Schwachen zu sprechen, für die, die keine Stimme haben, für die Opfer unserer Nation, für die, die sie »Feinde« nennt,...« Der Wahnsinn des Vietnamkrieges muss aufhören –sagt King, in dieser genau ein Jahr vor seiner Ermordung gehaltenen Rede. »Ich spreche als ein Kind Gottes und als Bruder jener leidenden, armen Menschen von Vietnam. Ich spreche für die, deren Land verwüstet, deren Häuser zerstört und deren Kultur vernichtet wird. Ich spreche für die Armen in Amerika, die einen zweifachen Preis zahlen: den der zerbrochenen Hoffnung daheim und den des Todes und der Korruption in Vietnam. Ich spreche als ein Bürger der Welt, jener Welt, die entsetzt auf den Weg schaut, den wir eingeschlagen haben.«

»Stimmlosen eine Stimme geben« (to give a voice to the voiceless), dass war eine Möglichkeit für Christen, politisch aktiv zu sein. Als im Juli 1967 Rassenunruhen in Detroit ausbrachen, teilte King in einem Telegramm vom 25. Juli Präsident Johnson

mit, dass die kollektive Verzweiflung der schwarzen Unterschicht der eigentliche Grund für die Ghettoaufstände ist; erneut fordert er die nordamerikanische Regierung auf, anstelle repressiver Maßnahmen mit Soldaten lieber mit konstruktiven Hilfsmaßnahmen die Lage in den Ghettos zu verbessern.

Die zweite Strategie, die King zusammen mit der Christlichen Führungskonferenz des Südens weiter verfolgen wollte, war der Weg des direkten gewaltlosen Handelns (nonviolent direct action). Mit einer großangelegten Kampagne der armen Leute war geplant, ab ersten April 1968 direkten und andauernden Druck auf die politisch Verantwortlichen in Washington auszuüben, solange bis der Kongress ausreichend Geldmittel für wirksame Beschäftigungs- und Sozialprogramme bewilligte. Im November 1967 kündigte Martin Luther King diese »Poor People's Campaign« an. Auf einer Pressekonferenz am 4. Dezember 1967 in Atlanta/Georgia sagte er:

»Wir haben in unserer Bewegung durch harte und bittere Erfahrung gelernt, dass unsere Regierung sich nicht bewegt, um ein durch Rassenunterschied erzeugtes Problem zu korrigieren, bis sie nicht direkt und unausweichlich damit konfrontiert wird. Es brauchte [die Protestmärsche von] Selma [im März 1965] damit das grundlegende Recht zu wählen in die Statuten der Bundesstaaten eingeschrieben wurde. Es brauchte [die Massendemonstrationen für Bürgerrechte in] Birmingham [im April 1963] bis die Regierung bereit war, allen Menschenwesen die Türen öffentlicher Einrichtungen zu öffnen. Was wir jetzt brauchen ist eine neue Form von Selma oder Birmingham, um so die wirtschaftliche Notlage der Schwarzen dramatisch vor Augen zu führen und die Regierung zum Handeln zu zwingen.« Dabei war von Anfang an geplant, in diesem zweiten Marsch auf Washington auch Vertreter der Millionen nicht afro-amerikanischer Armer mit zu mobilisieren (Nachfahren der Ureinwohner Nordamerikas, Einwanderer aus Mexico und Puerto Rico, Weiße aus der armen Appalachenregion). Es war ein Plan zur gewaltfreien massenhaften Mobilisierung der Unterprivilegierten, sie sollte die gesamte Bevölkerung medienwirksam mit der dramatischen

Arbeitslosigkeit und Armut jener Mitbürger konfrontieren. Hauptziel war es, von der Regierung Arbeitsplätze oder [Grund-]Einkommen für die Armen zu fordern (jobs or income): »Wir haben beschlossen, nach Washington zu gehen und alle Mittel legitimen gewaltlosen Protestes anzuwenden, die nötig sind, um unsere Nation und unsere Regierung auf einen neuen Kurs sozialer, wirtschaftlicher und politischer Reformen zu bewegen. ... Es werden gleichzeitig Menschen von zehn verschiedenen Gebieten nach Washington marschieren ... Wenn wir dann in Washington angekommen sind, werden wir es möglicherweise mit der ganzen Angelegenheit der »Zelt-Wachen« (tents) in der Stadt zu tun haben, Zelte an mehreren Stellen überall in der Stadt.«

Kurz vor dem geplanten Beginn der Kampagne der Armen kam es im März 1968 in Memphis / Tennessee zu einem Arbeitskampf der überwiegend afro-amerikanischen städtischen Kanal- und Müllabfuhrarbeiter. Hungerlöhne, menschenunwürdige Arbeitsbedingungen und rassistische Willkür im Umgang mit ihnen hatten sie dazu gebracht. Bei ihren Protestmärschen durch die Stadt trugen sie große Brust- und Rückenschilder mit der Aufschrift: »I AM A MAN« (»Ich bin ein Mensch«). Die Polizei griff immer wieder mit Schlagstöcken dazwischen, und die Stadtverwaltung von Memphis weigerte sich nicht nur, mit ihnen zu verhandeln – sie waren nicht gewerkschaftlich organisiert –, sondern erwirkte gerichtlich ein Verbot weiterer Protestmärsche. King, der ihr Leiden beispielhaft für die Lage aller Armen in den USA fand, war von der Notwendigkeit überzeugt, zusammen mit diesen Armen in Memphis das Recht auf Protestmärsche und eine menschenwürdige Behandlung durchsetzen zu müssen. Bei einem ersten großen Protestmarsch, am 28. März 1968, kam es in der angespannten Situation zu Randalen, die sofort massive Repression seitens der Polizei bewirkten. Niedergeschlagen durch die Gewaltausbrüche flog King wieder nach Atlanta zurück; am 3. April kam er mit seinem Team wieder nach Memphis um einen zweiten gewaltfreien Protestmarsch mit den Müll- und Kanalarbeitern vorzubereiten. Am 4. April wurden mit den Mitarbeitern



Martin Luther King(r) im Gespräch mit dem amerikanischen Präsident Lyndon B. Johnson (März 1966)

Details und Planung des für den nächsten Tag geplanten Marsches organisiert. King war fest entschlossen, dem für ihn so wichtigen Mittel der massiven, militanten und gewaltlosen Protestmärsche auch im Kampf gegen die Armut Geltung zu verschaffen; dafür war er jetzt sogar bereit, erstmals ein bundesgerichtlich erlassenes Demonstrationsverbot zu ignorieren. Ziviler Ungehorsam war notwendig geworden.

Am Abend dieses entscheidenden 4. Aprils, als King aus seinem Hotelzimmer auf den langen Zugangsbalkon vom Lorraine-Motel trat, wurde er Opfer eines lang vorbereiteten Attentats. Um 18:01 brach er, von einem Geschoss in Hals und Nacken getroffen, auf dem Balkon zusammen. Eine halbe Stunde später gab das St.-Joseph-Hospital in das er schwer verwundet gebracht worden war, den Tod des 39-jährigen Martin Luther King bekannt.

Er selbst hatte zur kurz bevorstehenden Kampagne der Armen gesagt »...es würde ein Schritt sein, der bewusst darauf zielt, massiv Menschen in Bewegung zu setzen (develop massive dislocation). Das ist zu diesem Zeitpunkt absolut notwendig. Massiv Menschen in Bewegung setzen ohne dabei Leben oder Besitz zu zerstören, weil wir durch unsere Erfahrung herausgefunden haben, dass zögerliches Bitten für Gerechtigkeit nicht das Problem löst. Wir müssen der Machtstruktur massiv entgegenreten. Es ist also ein Schritt der die Situation hervorheben soll, die legitime und verständli-

che Wut vom Ghetto, und wir wissen, wir könne es nicht schaffen mit etwas Schwachem. Es muss etwas starkes sein, dramatisch und das Aufmerksamkeit auf sich lenkt.«

Martin Luther Kings Opposition gegen den Vietnamkrieg und seine Entschlossenheit, die verarmten Massen nach Washington zu mobilisieren hatten den 1964 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichneten afro-amerikanischen Baptistenpastor Anfang 1968 zu einer Bedrohung für die US-Regierung und ihre Rüstungsindustrie werden lassen. ■



Alejandro Zorzín

Friedelsheim

Pastor in den Gemeinden Friedelheim, Altlingen, Kohlhof

TÄUFER TON



*... Christus, welchen niemand mag wahrlich erkennen, es sei denn, dass er ihm nachfolge mit dem Leben. Und niemand mag ihm nachfolgen, es sei denn, dass er ihn vorher erkennt. **



von **Alejandro Zorzin**


Diese Aussage von Hans Denck (*ca. 1500 – †1527) gehört zu den Kernsätzen täuferischer Tradition. Das neue Mennonitischen Gesangbuch (Nr. 789) führt sie als einziges »altes« Täuferszitat zum Thema Nachfolge an. Die knappe Formulierung ist bestechend und weckt zugleich den Wunsch mehr darüber zu erfahren, wie Christusbachfolge »mit dem Leben« für ihn konkret aussah. An einer anderen Stelle schreibt Denck: »Wer sagt, er freue sich an der Wahrheit und wandelt nicht wie die Wahrheit lehrt, dem wäre es besser, er könnte die Wahrheit nicht nennen.« Im Hintergrund klingt eindeutig das Johannesevangelium an: Jesus als Weg, Wahrheit und Leben (Joh 14:6).

In Heybach (Oberbayern) war Denck geboren, in Ingolstadt hat er studiert, nach einer zwischenzeitlichen Beschäftigung in einer Basler Druckerei tätig fand er 1523 in Nürnberg Anstellung als Leiter der zur großen St. Sebalduskirche gehörenden Schule. In dieser mächtigen Stadt knüpfte der gebildete junge Mann Kontakt mit Künstlerkreisen und Anhängern der evangelischen Reformationsbewegung. Anfang 1525 wurde ihm vorgeworfen, »verführerischen, unchristlichen« Lehren anzuhängen; er musste seine Stelle und die Stadt verlassen. Im Spätsommer dieses Jahres hat er Kontakt mit der Schweizer Täufersbewegung in St. Gallen; im Herbst findet er für ein knappes Jahr eine Bleibe als Lehrer in Augsburg, wo

er auch erste Schriften im Druck veröffentlicht. Auch Augsburg muss er verlassen, und seine Bekanntheit als »Wiedertäufer« macht es ihm fortan unmöglich, für längere Zeit an einem Ort unterzukommen. In Straßburg, Landau und Worms steht er in Kontakt mit den sich dort bildenden Täufersgemeinschaften und veröffentlicht weitere Schriften; in Worms zusammen mit dem gleichaltrigen Ludwig Häzler die erste deutsche Übersetzung der alttestamentlichen Propheten. Im Herbst 1527 findet Denck bei einem Freund in Basel Unterschlupf, aber kurz darauf stirbt er dort im November an der Pest.

Für Denck gibt sich Gott nicht nur durch den Text der Heiligen Schrift zu erkennen, sondern immer auch noch durch sein Wort im Herzen aller Menschen. »Das Wort Gottes ist bei dir, ehe du es suchst; gibt dir, ehe du bittest; tut dir auf, ehe du anklopfst. Keiner kommt von ihm selbst zu Christus, es sei denn, der Vater ziehe ihn,...« Dieser Vater ist ein Gott der Liebe, sie wird in einzigartiger und vollkommener Weise in Jesus erfahrbar; durch seine Geistkraft können Menschen Böses überwinden und Gott ihr Leben lang in Heiligkeit und Gerechtigkeit dienen. »Heiligkeit« – schreibt Denck in seiner Schrift Von der wahren Liebe – »meint, dass man sich einmal von der bösen Welt und von allem Unflat des Fleisches abgesondert hat, um Gott, dem Herrn, allein zu dienen. Dieses wird durch die Wassertaufe verdeutlicht und bezeugt dergestalt, dass man das alte Leben für wüst bekennt und fortan begehrt, in einem neuen Leben zu wandeln.« Wie aber kommt es zu diesem Wendepunkt? Für Denck steht fest, der

Impuls zur Veränderung kommt immer von Gott her: »Wer Gott nicht von Gott selbst erkennen lernt, der hat ihn nicht erkannt. Wer Gott mit höchstem Fleiß sucht und nicht von Gott gewahrt wird, wie Gott [schon] bei ihm gewesen sei, ehe dass er ihn gesucht hat, der hat ihn noch nicht gefunden und ist noch weit von ihm.« Hier wird deutlich, was Denck unter dem »vorher Erkennen« versteht, das dann wiederum in der gelebten Nachfolge zu einer immer intensiveren Wahrnehmung von Jesus führt. Für Denck wird diese Nachfolge auch besonders im gewaltlosen Lebenswandel greifbar: »Mit Gewalt verfahren und herrschen ist keinem Christen erlaubt, der sich des Herrn rühmen will. Denn das Reich unseres Königs steht allein in der Lehre [= Unterweisung] und in der Kraft des Geistes. ... Wer den Herrn liebt, ... soll nicht vergessen, was einem wahren Liebhaber zusteht, nämlich, dass er um des Herrn willen auf alle Gewalt verzichte und sich nicht weigere, jedermann untertan zu sein gleichwie dem Herrn.«

In einer Zeit religiöser Intoleranz und gewalttätiger Engstirnigkeit hat Hans Denck versucht, als »wahrer Schüler Christi« nicht nur zu reden sondern auch zu leben. 

Alejandro Zorzin

Friedelsheim

Pastor in den Gemeinden Friedelheim, Altlingen, Kohlhof



* Hans Denck. Schriften (2. Teil – Religiöse Schriften), hrsg. von Walter Fellmann, Gütersloh 1956; S.45.

Täufer aus vergangener Zeit im O-Ton und warum sie uns heute noch etwas zu sagen haben: Ein Fenster in unsere Geschichte, nicht um der Asche zu huldigen, sondern um die Glut zu schüren.